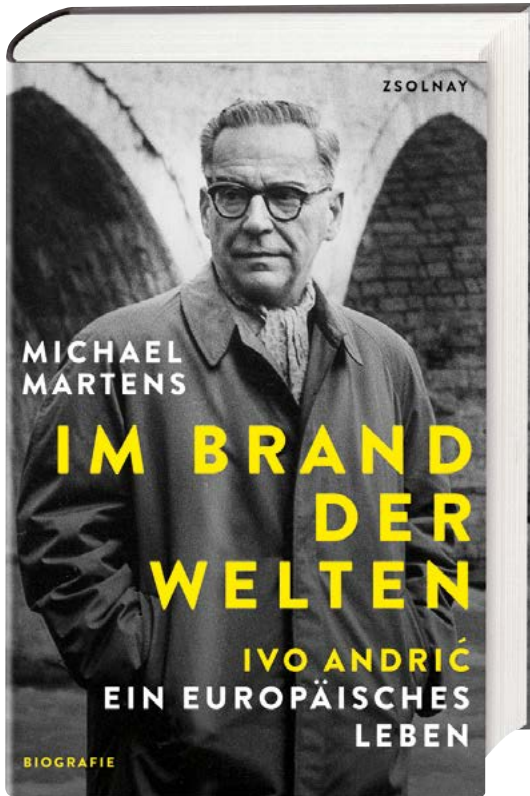


Leseprobe aus:

Michael Martens

Im Brand der Welten. Ivo Andrić. Ein europäisches Leben



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2019 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien





MICHAEL MARTENS

IM BRAND DER WELTEN

IVO ANDRIĆ

EIN EUROPÄISCHES LEBEN

Paul Zsolnay Verlag

Gefördert aus Mitteln des „Stabilitätspakts Südosteuropa“
des Auswärtigen Amts.

1. Auflage 2019

ISBN 978-3-552-05960-3

© 2019 Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H., Wien

Satz: Ivonne Stark, Wien

Autorenfoto: © Leonhard Hilzensauer / Paul Zsolnay Verlag

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Foto: © Alija Akšamija

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

INHALT

1

EUROPAS BRENNENDE BLUMEN

Götter und Geister 9 — Väter und Priester 23 —
Sava, raka, tikataka 30 — Sarajevo 45 — Europas
brennende Blumen 63 — Krakau 73 — Der
Donnerschlag 81 — Zelle 115 92

2

DIE GERÄUSCHE DES KRIEGES

Hauptsache Jugoslawien 105 — Nach Belgrad! Nach
Belgrad! 115 — New York, Rom, Bukarest, Triest 130 —
Österreich 145 — Freimaurer 155 — Marseille,
Paris 160 — Yo lo ví. (Y esto también) 165 — Völker-
ball 175 — Morde und Mörder 178 — Minister
Andrić 185 — Teilen und herrschen 192 — Hitlers
Hände 197 — Waffenhandel 206 — Intarsien 218 —
Im Netz 223 — Die Geräusche des Krieges 227 —
Saloniki beherrschen 233 — Der Putsch 247 —
Interniert 260

3

GENOSSE IVO

Schreiben und schweigen 267 — Vom Glück in
Zeiten des Krieges 285 — Was die Jugoslawen taten,
als ihr Klassiker schrieb 291 — Genosse Ivo 306 —
Der verdammte Elefant 323 — Ehe 334 —
Ehen 345 — Was kümmert uns Višegrad? 353 —
Stockholmer Tombola 362 — Ruhm 373

4

DIE BRÜCKE ÜBER DIE BRÜCKE

Erntezeit 385 — Was man einen Abtrünnigen
nennt 394 — Spätlese 402 — Die Frau, die es nicht
mehr gibt 413 — Rituale (Carbo Animalis) 416 —
Alt sein 423 — Lauter letzte Male 437 — Die Brücke
über die Brücke 440 — Ein europäisches Leben 455

Anmerkungen	465
Dank	467
Quellen- und Literaturverzeichnis	469
Bildnachweis	487
Register	488

1

**EUROPAS
BRENNENDE BLUMEN**

GÖTTER UND GEISTER

Das Wichtigste war, niemals unter einem Nussbaum einzuschlafen. In Bosnien hielten nämlich die Teufel Rat auf solchen Bäumen, und die Unglücklichen, die in ihrem Schatten in den Schlaf sanken, wachten als Besessene wieder auf. Gewiss, so etwas konnte Schlafenden auch unter anderen Bäumen widerfahren, „wen aber diese Krankheit unter einem Nussbaume befällt, der sucht vergebens Heilung. Es ist ihm nie und nimmermehr zu helfen“, schrieb ein Reisender, der Ende des 19. Jahrhunderts Lieder und Brauchtum der bosnischen Bevölkerung sammelte. Einen Nussbaumschläfer konnten selbst die sephardischen Drogisten in Sarajevo nicht mehr heilen, obwohl ihr Mumienpulver sonst fast jedes Übel vertrieb, wie es in einem 1911 erschienenen Buch zur Geschichte der bosnischen Juden heißt: „Fast jeder Kranke ist von bösen Geistern besessen, es gilt also vor allem, die bösen Geister zu vertreiben. Dass die Mumie diese wunderbare Kraft hat, liegt auf der Hand, sie ist ja Fleisch und Knochen eines Toten.“ Das Mumienpulver wurde mit etwas Zucker vermischt und dem Besessenen verabreicht. Oder man gab ihnen Wasser, in dem einige Gramm Mumie aufgelöst waren, dazu Gebete und geweihtes Salz. Half selbst das nicht, gab es noch in Dattelmus gemischtes Opium.

Als die habsburgischen Truppen im Sommer 1878 in Bosnien-Herzegovina einmarschierten, wie es auf dem Berliner Kongress zwischen Europas Großmächten vereinbart worden war, lebten dort etwa 1,2 Millionen Menschen. Mehr als vier Jahrhunderte lang war Bosnien-Herzegovina eine Provinz des Osmanischen Reiches und der Islam die herrschende Religion gewesen, doch noch immer folgte eine Mehrheit der Bosnier dem Kreuz. Fast ein

Fünftel der Bevölkerung waren katholische Kroaten, an die 45 Prozent orthodoxe Serben. Die bosnischen Muslime stellten nicht ganz vierzig von hundert Bosniern. In der Hauptstadt Sarajevo lebten außerdem noch einige tausend sephardische Juden. Kreuz, Halbmond und Davidstern herrschten in Bosnien jedoch nie allein über Herz und Verstand der Bosnier. Sie mussten sich ihre Macht mit allerlei Geistern, Hexen, Kobolden, Wasserfeen und Waldschraten teilen. Diese Fabelwesen konnten unversehens in die Körper von Menschen fahren, zogen aber für gewöhnlich den Aufenthalt in Wäldern, Kirchtürmen, Minaretten und Windmühlen vor. Sie durchdrangen die offiziellen Konfessionen, überlagerten und grundierten sie. Mochten alle anderen Gräben noch so tief sein: Christen, Muslime und Juden in Bosnien waren geeint in einem gemeinsamen Aberglauben, „einem wahnwitzvollen Gemisch unverdauter östlicher und westlicher Angstbrauereien“, behauptete 1885 der österreichische Ethnologe, Slawist und Sexualforscher Salomon Krauss. Ein Reisender aus jener Zeit hielt fest, die Bosnier glaubten „an Hexen, Poltergeister, Zauberer, Gespenster und Weissager so fest und hartnäckig, als ob sie alles dies in der Natur tausendmal gesehen hätten“.

Sie glaubten an Geschichten wie die von der Vila, einer bösen Nixe, die dem Baumeister der Brücke über die Drina in Višegrad erschienen war und verlangte, dass er zwei Kinder in einen Brückenpfeiler einmauern lasse. Der Baumeister gehorchte, da er wusste, dass die Nixe andernfalls alles, was am Tage gebaut worden war, in der Nacht wieder zerstören würde. Man entriss einer Mutter ihre neugeborenen Zwillinge und mauerte sie in den Mittelpfeiler der Brücke ein. Aus Mitleid wurden aber zwei Öffnungen eingefasst, durch welche die Kinder gestillt werden konnten. Noch Jahrhunderte später soll aus diesen Öffnungen eine weißliche Flüssigkeit getropft und die Bevölkerung selbstverständlich davon überzeugt gewesen sein, dass es sich um die Milch jener unglücklichen Mutter handele. Die am Gemäuer getrocknete Flüssigkeit

wurde abgeschabt und zu einem Heilpulver für Stillende verarbeitet. Die Legende von der bösen Nixe war freilich keine bosnische Spezialität. Sie taucht auf dem ganzen Balkan auf. Alles in solchen Balkan-Legenden sei von einem poetischen Aberglauben durchdrungen, schrieb Goethe: „Rückkehrende Tote spielen große Rollen; auch durch wunderliche Ahnungen, Weissagungen, Vogelbotschaften werden die wackersten Menschen verschüchtert.“

Als nun an die 200 000 Soldaten des Habsburgerreiches in diese Heimat fremder Götter und Geister einmarschierten, sahen sie schon bald nach der Grenze seltsame Türme rank und weiß in die Höhe ragen wie riesige, zum Himmel weisende Finger. Zu diesen Himmelsfingern, Minarette genannt, gehörten Kuppelbauten, die Moscheen hießen und in denen zum Gott der Türken gebetet wurde. Er hieß Allah und war den aus allen habsburgischen Provinzen stammenden Soldaten des Kaisers ein wenig unheimlich. Unheimlich war aber auch den bosnischen Muslimen zumute, als sie nach Jahrhunderten der Türkenherrschaft die Armee eines christlichen Staates einmarschieren sahen. Es gab heftigen Widerstand gegen die Okkupation, der erst nach drei Monaten gebrochen wurde. Mehr als fünftausend habsburgische Soldaten fielen bei den Kämpfen. Wie viele bosnische Muslime ums Leben kamen, ist unbekannt.

Die gegenseitige Fremdheit blieb auch in Friedenszeiten. Bosnien, so der deutsche Historiker Holm Sundhaussen, sei der Öffentlichkeit der Donaumonarchie trotz der geographischen Nähe fast gänzlich unbekannt gewesen, „manche behaupten, unbekannter als das Innere von Afrika oder Asien. Unwissen und Neugierde, Faszination, Frustration und Misstrauen bestimmten die Wahrnehmung auf beiden Seiten.“ Die Bosnier waren aber auch einander fremd. Zwar sprachen sie dieselbe Sprache (und die Sephardim, zumindest zu Hause, auch Ladino oder „Judenspanisch“), aber sie schrieben, sofern sie schreiben konnten, in vier Schriften: Kyrillisch die Serben, Arabisch die Muslime, La-

teinisch die Kroaten, Hebräisch die Juden. Einige bosnische Franziskanermönche beherrschten zwar auch eine Form des Kyrillischen, und jüdische oder muslimische Kaufleute wussten mit dem Lateinischen in der Regel etwas anzufangen, doch das änderte nichts an der Andersartigkeit ihrer Welten. Gebildete bosnische Muslime lasen arabische Bücher wie ihre Glaubensbrüder in Mekka oder Kairo, aber mit der geistigen Welt ihrer andersgläubigen Nachbarn hatten sie keine Berührung. Die Juden besaßen die berühmte Haggada von Sarajevo, eine Mitte des 14. Jahrhunderts im Königreich Aragonien entstandene Handschrift, die zu den wertvollsten Büchern des sephardischen Judentums zählt und auf nicht überlieferte Weise in die Stadt gelangt war. Doch nur für sie war dieses Unikat von Bedeutung. Bosniens Franziskanermönche lasen lateinische Schriften, die aus Rom und anderen Städten des Okzidents in ihre Klöster geschmuggelt wurden. Der orthodoxe Bischof der Serben empfing kirchenslawische Werke aus Moskau oder Kiew, die außer ihm kaum jemand in der Provinz verstehen konnte. Abseits der Marktplätze, wo in einer Sprache verkauft und gehandelt wurde, kamen die Konfessionen kaum miteinander in Berührung. Das Leben der Anderen blieb ein Buch mit sieben Siegeln.

Sarajevo war nach Saloniki die wichtigste Stadt im osmanischen Europa. Saloniki aber war schon vor der Eroberung durch die Osmanen berühmt gewesen, Bosniens Hauptstadt dagegen die Gründung eines muslimischen Heerführers. Er ließ im 15. Jahrhundert eine Brücke bauen über die Miljacka, die im Sommer kaum Wasser führt, zur Zeit der Schneeschmelze aber gewaltige Fluten talwärts stemmt und die Stadt oft überschwemmt, bis sie in habsburgischen Zeiten reguliert wird. Bald siedelten außer osmanischen Soldaten auch Handwerker und Händler in dem neuen Ort. Sarajevo wuchs so schnell wie das aufstrebende Reich, zu dem es gehörte. Die Krieger des Halbmonds drangen immer weiter nach Norden vor, eroberten Ungarn, standen vor Wien, bedrohten

Venedig. Sarajevo wurde zu einem der Ausgangspunkte ihrer Feldzüge in Europa. Das Abendland zitterte. Sarajevo blühte.

Wohlhabende Muslime gründeten Stiftungen, schenkten der Stadt Bäder, Karawansereien, Markthallen, Bibliotheken, Moscheen. Allein im ersten Jahrhundert ihrer Herrschaft errichteten die Herren Sarajevos mehr als hundert Gebetshäuser in der Stadt. Als der osmanische Weltreisende Evliya Çelebi, ein Marco Polo der muslimischen Welt, 1660 nach Sarajevo kam, wollte er 277 Moscheen und mehr als 180 Medresen gezählt haben. Çelebi verglich den Bazar der Stadt, die auf Türkisch „Saray Bosna“ heißt, mit dem von Aleppo. Er schwärmte von kostbaren Waren aus Polen, Böhmen, Arabien, Persien und Indien, die Kaufleute über Venedig, Ragusa (Dubrovnik) und Split in die Stadt brachten. Es gebe viele Städte mit dem Namen „Saray“ (was im Türkischen „Palast“ bedeutet), Sarajevo aber sei prächtiger als alle anderen, hielt er fest und pries die Schönheit der serbischen, bulgarischen und kroatischen Sklavinnen in den Häusern der reichen Muslime. In Sarajevo, schrieb er, gebe es mehr als tausend Geschäfte und Brunnen, 17 000 Häuser und 26 000 Gärten. Zwar müssen die Angaben des im Umgang mit Zahlen notorisch ungenauen Çelebi übertrieben sein, denn träfen sie zu, hätte die Stadt schon zu Zeiten dieses muslimischen Weltreisenden an die 90 000 Einwohner gezählt – eine Bevölkerungszahl, die sie in Wirklichkeit erst viel später erreichte. Doch auch andere Zeitzeugen beschreiben das frühe Sarajevo als prachtvollen, blühenden Ort.

Die Eroberer brachten allerdings nicht nur Bibliotheken und Bäder nach Bosnien, sondern auch die Devşirme. Die Einheimischen nannten sie „danak u krvi“, wörtlich übersetzt „Blutgabe“. Im Deutschen ist meist von der „Knabenlese“ die Rede. Auf dem osmanisch beherrschten Balkan wurden christlichen Familien männliche Kinder entrissen und nach Istanbul entführt. Dort wurden sie beschnitten, mussten das islamische Glaubenskenntnis ablegen, die Sprache lernen und ihren neuen Herren dienen. Durch

Männer wie den aus Kroatien stammenden Bartholomäus Georgievitz drang Kunde von dieser Praxis bis nach Nordeuropa. Georgievitz war 1526 in Ungarn in osmanische Gefangenschaft geraten. Unter verschiedenen Herren diente er im Osmanischen Reich, bis er fliehen konnte und über Jerusalem zurück nach Europa gelangte, wo er mehrere äußerst erfolgreiche Bücher über seine Zeit als Sklave der Türken verfasste. Zur Knabenlese schrieb er, den Christen unter türkischer Herrschaft seien regelmäßig ihre schönsten Kinder entrissen worden: „Die Türken trennten diese Kinder von ihren Eltern und unterwiesen sie in der Kriegskunst. Diese gewaltsam entführten Kinder kehrten nie wieder zu ihren Eltern zurück.“ In Istanbul (das man in Bosnien Carigrad nannte, Kaiserstadt) seien die geraubten Christenjungen gewaltsam zu Muslimen gemacht worden: „Ich finde nicht recht die Worte, um das Weh und Leid, das Jammern und Klagen der Eltern zu schildern, als ihnen die Kinder aus ihrem Schoße und aus ihren Armen seitens dieser Grausamen entrissen wurden.“ Am schwersten sei den Eltern der Gedanke gefallen, „dass es den Missetätern bald gelingen werde, sie ganz von der Religion ihrer Ahnen abspenstig zu machen und aus ihnen fürchterliche Feinde der christlichen Religion und der Christen zu machen“.

Alle fünf Jahre (zu manchen Zeiten auch häufiger) kamen die Kinderräuber des Sultans über den Balkan wie eine ägyptische Plage. Es gibt Schilderungen darüber, wie christliche Eltern ihre Söhne davor zu retten suchten. Reiche boten Geld und Gold. Arme sollen ihre Söhne zu Krüppeln geschlagen oder ihnen ein Auge ausgestochen haben, denn für Missgestaltete interessierten sich die Menschensammler nicht. Doch das ist nur eine Seite der Geschichte. Eine andere besagt, dass einige Eltern ihre Söhne keineswegs versteckten, sondern im Gegenteil alles daransetzten, sie über den Weg der Knabenlese nach Istanbul zu schicken. Bosnien war die einzige Provinz des Osmanischen Reichs, in der außer Kindern christlicher Familien auch Söhne muslimischer Eltern für

den Sultan geerntet wurden – obwohl das nach islamischem Recht eigentlich verboten war. Einige muslimische Väter sollen die Beamten aus Istanbul sogar bestochen haben, damit sie einen Sohn der Familie mitnahmen – denn in Istanbul boten sich Möglichkeiten, von denen sich in Bosnien nur träumen ließ. Die meisten Jungen, die durch die Knabenlese für den Sultan gepflückt wurden, dienten entweder in der osmanischen Armee oder in vornehmen Häusern bis hinauf zum Hof des Sultans. Manche stiegen gar zu Großwesiren auf. Der Großwesir war nach dem Sultan der mächtigste Mann in einem Weltreich, das in seinen besten Zeiten von Europa über den Kaukasus bis nach Asien und Afrika reichte, von Budapest bis Bagdad, von der Donau bis zum Nil. War ein Sultan schwach, trank er oder fand mehr Gefallen an seinem Harem als an der Staatskunst, wurde der Großwesir sogar der eigentliche Herrscher dieses Reiches. Einige der mächtigsten Großwesire der osmanischen Geschichte stammten vom Balkan und waren erst durch die Knabenlese Muslime geworden.

Die große Zeit des Osmanischen Reiches und Bosniens als seiner nördlichsten Provinz währte gut zweihundert Jahre. Nachdem 1683 die zweite Belagerung Wiens misslungen war und Sultan Mehmed IV. seinen bei der Eroberung der Stadt gescheiterten Großwesir mit einer Seidenschnur hatte erdrosseln lassen, setzte die Zeit des Niedergangs ein. Zwar sollte es noch mehr als zwei Jahrhunderte dauern, bis die Türken fast gänzlich aus Europa vertrieben wurden, doch osmanische Siege auf dem Schlachtfeld wurden nun selten. Das Reich fiel militärisch, technologisch und wirtschaftlich zurück. Für Bosnien blieb das nicht folgenlos. Als die Truppen des österreichischen Prinzen Eugen 1697 in Bosnien einfielen, versprach der Heerführer den Einwohnern Sarajevos Schonung bei einer friedlichen Übergabe der Stadt, drohte aber, noch das Kind im Mutterleibe niedermetzeln zu lassen, sollte es Widerstand geben. Es gab Widerstand, und der Prinz ließ noch das Kind im Mutterleibe niedermetzeln. Zwar zogen die Habsburger wieder

ab, doch das zerstörte Land erholte sich lange nicht von dem Einfall, zumal aus dem verlorenen Ungarn vertriebene muslimische Großgrundbesitzer nach Bosnien strömten. Das Leben der leibeigenen bosnischen Bauern, der christlichen Kmeten, die nun noch mehr Herrenmäuler zu stopfen hatten, wurde härter. Sie mussten nicht nur Frondienste für ihre Grundherren verrichten und ihnen obendrein Abgaben zahlen, sondern auch noch Jahr um Jahr höhere Steuern an das nimmersatte Istanbul entrichten. Die Eintreiber setzten die Abgaben meist viel zu hoch an, doch die Kmeten konnten sich nicht wehren, denn vor Gericht galt die Aussage eines Christen gegen einen Muslim nichts. Außerdem ließen sich die Kadis, die muslimischen Richter, ihre Urteile ohnehin von den Landbesitzern bezahlen.

Bosniens Muslime waren eine späte Verstärkung der Umma, der Weltgemeinschaft des Islam. Sie waren erst nach der osmanischen Eroberung konvertiert, und zwar vor allem aus nüchterner Abwägung, wie Historiker vermuten – denn in der nunmehr osmanisch beherrschten Provinz konnten nur Anhänger der neuen Religion auf Dauer ihren Besitz retten. So bildete sich mit der Zeit eine neue Klasse von Großgrundbesitzern heraus – bosnische Slawen muslimischen Glaubens, auch Begs oder Agas genannt. Je schwächer der osmanische Staat wurde, desto stärker verfinsterte sich das Verhältnis zwischen den Agas und ihren Fronbauern. Das waren Katholiken oder Orthodoxe, in jedem Fall aber bosnische Slawen wie ihre Herren. Der britische Gelehrte Arthur Evans, der später durch die Entdeckung des Palastes von Knossos auf Kreta weltberühmt wurde, hat eindrucksvolle, wenn auch stark von seiner Abneigung gegen den Islam gefärbte Schilderungen vom Leid der Kmeten hinterlassen. Evans' Berichte von seinen Wanderungen durch die Hercegovina in der Spätzeit der osmanischen Herrschaft wurden unter anderem im *Manchester Guardian* veröffentlicht. „Der christliche Kmet, der Ackerbauer, ist schlimmer dran als so manch ein Leibeigener in unserem dunkelsten Zeitalter und

ist dem mohammedanischen Gutsherren auf Gedeih und Verderb ausgeliefert, als ob er Sklave wäre“, schrieb Evans. „Da die türkische Regierung weiß, dass ihre Herrschaft über die Hercegovina keine 24 Stunden währen würde, wenn sie ernstlich etwas gegen die einheimischen slawischen Mohammedaner unternähme, kann der Beg oder der Aga das Recht ungestraft brechen. Er macht vom Stock Gebrauch und schlägt den Kmeten ohne Erbarmen, in einer Weise, in der niemand sonst auch nur sein Vieh behandeln würde.“ Evans berichtete von grausamen Strafen. Im Sommer binde man Männer nackt an Bäume, beschmiere sie mit Honig und liefere sie den Insekten aus. „Im Winter kann man die Menschen bequemer foltern: Man bindet sie an einen Pfahl und lässt sie dort barfuß stehen, bis ihnen die Füße erfrieren.“

Im 19. Jahrhundert mehrten sich Aufstände christlicher Bosnier gegen die Agas. Als 1875 in der Hercegovina wieder einmal eine Rebellion ausgebrochen war, schrieb der österreichisch-ungarische Außenminister Graf Julius Andrassy: „Es gibt wirklich kein Gebiet der europäischen Türkei, in welchem der Widerstreit zwischen dem Kreuz und dem Halbmond gleich schroffe Formen angenommen hat.“ Auslöser für die Erhebung von 1875 war schiere Not. Die Ernte war mager gewesen, und dennoch sollten die Kmeten mehr Steuern zahlen als im Vorjahr. Ihr Widerstand dagegen breitete sich über den Balkan aus wie Feuer in einem ausgedörrten Wald. Auch die Bulgaren erhoben sich. Sie wurden unterstützt von Russland, das auf die Eroberung Istanbuls hoffte. Russlands Truppen rückten rasch vor, Istanbuls Vororte waren schon in Sicht. Der als Folge des Blutvergießens einberufene Berliner Kongress entschied, die Unruheprovinz Bosnien-Hercegovina, wo alles angefangen hatte, der Verwaltung Österreich-Ungarns zu übertragen.

Schon einige Jahre zuvor hatten die Osmanen unter dem Druck der christlichen Großmächte, insbesondere Russlands, dem Bau einer orthodoxen Kirche in Sarajevo zustimmen müssen. Als sie im Sommer 1872 geweiht wurde, sollen mehr als zehntau-

send Menschen daran teilgenommen haben. Es ertönte sogar Glockengeläut in der Stadt: „Zum ersten Mal konnte man das Christentum nun auch hören, und die Muslime trauten ihren Ohren nicht. Ein Geräusch wurde zur Machtfrage“, schreibt Sundhausen. Ein Zeitgenosse hielt fest, wie sehr der Bau der Kirche die Muslime von Sarajevo bewegte: „Höher und höher erhob sich der Bau; die in ihrem heißesten Sehnen so lange unterdrückten Christen suchten in ihm ihre Genugtuung, die muhammedanische Einwohnerschaft aber sah es mit täglich steigender Erbitterung, wie die Kirche die Moscheen immer mehr und mehr überragte, wie sie schließlich selbst auf die Moschee des Sultans stolz herabsieht. Als der höchste Grad vermessener Beschimpfung erschien es ihr aber, als gewaltige Glocken in die Höhe der Türme emporgezogen wurden, um mit ihrem unerträglichen Dröhnen den frommen Rechtgläubigen in seinen stillen Betrachtungen gewaltsam zu stören, den heiligen Ruf des Muezzin zu übertönen.“

Auch ein anderes Phänomen beunruhigte die Muslime: Es kam jetzt mitunter zu Abfällen vom Islam. Das geschah zwar selten, aber da solche Fälle an Unvorstellbares rührten – ein Muslim sagt sich von der Religion des Propheten los! –, sorgten sie jedes Mal für so viel Aufsehen wie der Fall von Uzeifa Deliahmetović, die sich im August 1890 im Alter von sechzehn Jahren entschloss, zum Katholizismus überzutreten, und in einem Kloster vor dem muslimischen Volkszorn versteckt werden musste. Es kam zu einem Prozess. Die Familie der Konvertitin behauptete, das Mädchen sei sich über die Tragweite der eigenen Entscheidung nicht bewusst und womöglich zum Glaubensübertritt genötigt worden. Doch vor Gericht wiederholte die junge Frau den Wunsch, Katholikin zu werden. „Der Grund der Conversion ist in der Regel das Heiraten. Jeder Übertritt ist zwar ein kleiner Romanstoff, aber sein Motiv ist nicht der Zweifel an den Satzungen der Religion, sondern irgendein äußerer Grund“, hielt ein österreichischer Beamter fest.

Nicht nur die Hierarchie der Konfessionen geriet Ende des 19. Jahrhunderts ins Wanken. Es begann nun auch die Zeit der Fabriken. Im osmanischen Bosnien hatte es keine Banken gegeben, und so fehlte es an Kapital zum Aufbau einer Industrie. Während anderswo in Europa längst Schloten rauchten, Telegraphendrähte surrten, Dampfmaschinen stampften und elektrische Lampen glühten, war das spätosmanische Bosnien von der Industrialisierung fast unberührt geblieben. Immer mehr Eisenbahnen dampften durch Europa, aber in Bosnien gab es nur eine einzige Linie. Sie führte ab 1872 etwa hundert Kilometer lang von Banja Luka, einer Stadt im Norden Bosniens, zu einer Poststation an der osmanisch-habsburgischen Grenze. Doch als die Habsburger sechs Jahre später ins Land kamen, war selbst diese kurze Strecke schon wieder außer Betrieb. Auch die Straßen befanden sich in desolatem Zustand. Ihre erbärmliche Beschaffenheit schützte das Land besser vor fremden Einfällen als eine chinesische Mauer es könnte, hieß es. Manche Orte waren im Winter wochenlang von der Außenwelt abgeschnitten. Eine Reise von Sarajevo nach Istanbul dauerte neun Tage, mindestens.

Das wichtigste Exportprodukt der osmanischen Provinz Bosnien waren getrocknete Pflaumen. Hatten die Bauern oder die Franziskanermönche nicht Sliwowitz daraus gebrannt, wurden Pflaumen aus dem ganzen Land nach Brčko gebracht, eine Kleinstadt im Norden Bosniens. Brčko liegt an der Grenze zu Kroatien, das damals zum ungarisch verwalteten Teil des Habsburgerreiches gehörte. In Brčko hatten Händler ihren Sitz, die bosnische Pflaumen nach halb Europa weiterverkauften. Zu den wenigen anderen Produkten, die zur osmanischen Zeit aus Bosnien exportiert wurden, gehörten Dauben für Eichenholzfässer, die als „merrain de Bosnie“ vor allem in den Weinbauregionen Frankreichs beliebt waren. Pflaumen und Dauben – viel mehr hatte Bosnien wirtschaftlich nicht zu bieten, als Österreich-Ungarn die Verwaltung übernahm. Doch das änderte sich rasch. Zunächst wurde das Ver-

kehrnetz ausgebaut. Das Militär forderte bessere Verbindungen, um bei Aufständen oder Angriffen rasch Truppen verlegen zu können. Also wurden Schienen verlegt, Straßen, Tunnel und Brücken gebaut. Kaum vier Jahre nach dem habsburgischen Einmarsch, im Herbst 1882, bestaunte Sarajevo die Einfahrt der ersten Eisenbahn. Die Züge fuhren mit kaum mehr als dreißig Kilometern pro Stunde, was selbst für damalige Verhältnisse langsam war – aber dennoch ein Fortschritt im Vergleich zu der Zeit, als die Menschen zu Fuß, auf Eseln oder Pferden unterwegs gewesen waren. Man konnte nun sogar mit dem Zug nach Wien fahren! Bosnien-Herzegowina, einst am nordwestlichen Rand des Osmanischen Reichs und nun am südlichen Rand Österreich-Ungarns gelegen, lag zwar immer noch hinter den Bergen, aber nicht mehr hinter dem Mond.

Mit der Eisenbahn kam auch die Industrie. Es entstanden Tabakfabriken und Papiermühlen, sogar ein Stahlwerk wurde gebaut. Sephardische Juden aus Sarajevo gründeten in Travnik die „Erste Bosnisch-Herzegovinische Zündwarenfabrik“. Im Norden Bosniens begann 1895 die „Erste Bosnische Ammoniaksodafabrik A. G.“ ihre Produktion und nahm rasch eine führende Stellung in der Monarchie ein. In Sarajevo eröffnete eine Teppichweberei, die einen persischen Maler für die Entwürfe der Muster einstellte. Die Fabrik beschäftigte vor allem Frauen. Das war eine unerhörte Neuheit für Bosnien, wo Frauen eine derart schlechte Stellung innehatten, dass ein von dort zurückgekehrter italienischer Händler einmal gesagt haben soll, er wäre lieber ein Pferd in Venedig als eine Frau in Bosnien.

Zur wichtigsten Einnahmequelle der Provinz wurde nun der Holzexport. Bosnien, dünn besiedelt und dicht bewaldet, verfügte über riesige Ressourcen. Konzessionen wurden vergeben, tausende Arbeiter holzten Bosnien ab. Die Bosnisch-Herzegovinische Forstindustrie A. G. aus Bayern, die deutsch-österreichische Bosnische Forstindustrie Eisler & Ortlieb und die Fratelli Feltrinelli aus Mailand beherrschten den Markt. Sägemühlen wurden

errichtet und Schmalspurbahnen durch die Wälder gebaut, um das Holz abzutransportieren. Die Handelsstatistik der Doppelmonarchie dokumentiert, wie rasch sich das Geschäft entwickelte: 1886 wurden 2,5 Millionen Fassdauben aus Bosnien exportiert, vier Jahre später schon mehr als 25 Millionen. Der profitable Raubbau fand jedoch nach der Jahrhundertwende ein Ende. Schon 1904 stellten österreichische Beamte fest: „Es gibt keine Eichen mehr in Bosnien-Herzegovina.“ Arbeitslose Holzfäller gingen in die Städte. In den neuen Fabriken trafen sie Facharbeiter, die aus den Industrieregionen der Monarchie zugewandert waren. Manche Bosnier kamen nun mit sozialistischen, anarchistischen und anderen revolutionären Ideen in Berührung, die man in Bosnien noch eine Generation zuvor allenfalls vom Hörensagen gekannt hatte. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg gab es mehr als 65 000 Industriearbeiter in Bosnien – wenig im europäischen Vergleich, doch näherte sich die Provinz auch in dieser Hinsicht der europäischen Normalität an. Es gab erste Streiks und Arbeiteraufstände.

Während die Industrie sich recht schnell entwickelte, gab die Doppelmonarchie für Schulen und Lehrer kaum Geld aus. Schon das osmanische Bosnien war eine ungebildete Provinz gewesen. „Sieht man von den islamischen Gelehrten ab“, schreibt der bosnisch-kroatische Historiker Srećko Džaja, „war der Intellektuelle in der osmanischen Epoche in Südosteuropa rar, gehörte fast ausschließlich zum Kirchenbereich, lebte zumeist im Kloster und blieb oft halbausgebildet.“ Drei Jahrzehnte, nachdem die Provinz an Österreich-Ungarn gefallen war, übertraf Bosniens Analphabetenrate noch immer die fast aller anderen Länder Europas. Gut zwanzig Jahre nach dem Einmarsch der Habsburger – Bosniens Bevölkerungszahl war auf fast zwei Millionen Einwohner gestiegen – gab es nur fünf höhere Schulen in der Provinz. Noch 1910 waren fast neunzig Prozent der erwachsenen Bosnier Analphabeten. Bei den Katholiken konnte kaum jeder Vierte lesen und schreiben, bei den Orthodoxen nur jeder Zehnte. Die Analphabetenrate der

Muslime betrug 95 Prozent. Ein belgischer Reisender glaubte bei den Bosniern eine „heilige Scheu vor Gedrucktem“ bemerkt zu haben. Die meisten lasen zwar begeistert den Kaffeesatz oder die Schicksalslinien einer Hand, Bücher oder Zeitungen aber nicht. Zwar gab es auch in Bosnien brillante Köpfe, die Shakespeare, Puschkin, Goethe (und zum Verdruss der habsburgischen Behörden auch Marx) lasen oder sogar übersetzten. Doch der Kreis dieser Gebildeten war winzig und gewann erst in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg stärker an Einfluss. Als in vielen anderen europäischen Staaten längst Schulpflicht herrschte, konnten in Bosnien auf den Dörfern selbst viele Popen kaum lesen oder schreiben. Alphabetisierte Frauen waren wie vierblättriger Klee. „Tamni Vilayet“ (finsternes Land) wurde Bosnien in einer Mischung aus Bosnisch und Türkisch genannt, übrigens durchaus auch von Bosniern selbst.

So schwer es das geschriebene Wort hatte in dieser Welt, so beliebt war das gesungene. „Die Bosnier haben keine Historiker, aber die Vergangenheit lebt in ihrer Heldendichtung“, schrieb der Brite Evans. Er war beeindruckt von serbischen Rhapsoden, die über die Dörfer fuhren und in Begleitung der Gusla, eines einsaitigen Streichinstruments, vielhundertstrophige Heldenepen von der Schlacht auf dem Amselfeld im Jahr 1389 vortrugen: „Epische Lieder vom schicksalhaften Tag von Kosovo werden von Vaganten fast jeden Tag vor bäuerlichen Zuhörern gesungen; die Rhapsodien, wie sie durch die Saiten der Gusla hervorgebracht werden, hallen im großen nationalen Klagelied über die engen Tälern Bosniens hinweg in die dunklen Schlupfwinkel des Balkans.“ Wo es weder Schulen noch Bücher gab, ersetzte das Lied den Geschichtsunterricht, auch wenn diese Tradition schon auf dem Rückzug war, als die Habsburger ins Land kamen.

In diese Welt, in der die Habsburger herrschen, die osmanische Vergangenheit aber noch lebendig ist, wo Menschen zu Göttern mit unterschiedlichen Namen beten, aber dieselben Teufel

und Hexen fürchten, wird im Herbst 1892 Ivo Andrić hineingebo-
ren. Die an Pflaumen, Liedern und Legenden reiche Provinz wird
ihm lebenslang Stoff für Romane und Erzählungen liefern. Andrić
wird Bosnien in Worte verwandeln.

VÄTER UND PRIESTER

Die Osmanen waren große Krieger, aber große Archivare waren sie
nicht. Abgesehen von meist penibel geführten Steuerregistern ha-
ben sie auf dem Balkan in den Jahrhunderten ihrer Herrschaft
kaum Schriftliches hinterlassen – zumindest im Vergleich zu dem,
was in anderen Teilen Europas im gleichen Zeitraum geschrieben,
gedruckt und bewahrt wurde. Der Schweizer Historiker Oliver
Jens Schmitt hat den Mangel an schriftlichen Quellen in Südosteu-
ropa mit der Bemerkung auf den Punkt gebracht, über das Schoß-
hündchen von Papst Pius II. sei mehr bekannt als über manchen
Heerführer des Balkans.

Was für balkanische Heerführer gilt, trifft auf Ivo Andrićs
Vorfahren erst recht zu. Seine Eltern waren katholische Kroaten
aus Bosnien, das immerhin steht fest. Sie gehörten zur letzten Ge-
neration in Bosnien, die noch zu Zeiten der Osmanenherrschaft
aufwuchs. Formal wird sogar Ivo Andrić 1892 noch als osmani-
scher Staatsbürger und Untertan des Sultans geboren, denn ob-
wohl Österreich-Ungarn schon vierzehn Jahre zuvor die Verwal-
tung Bosniens und der Hercegovina übernommen hatte, blieb die
Provinz völkerrechtlich zunächst Teil des Osmanischen Reiches.
Erst 1908 annektiert die Monarchie das Gebiet, wodurch Andrić
als Sechzehnjähriger formal vom „Türken“ zum „Österreicher“
wird. Zu diesem Zeitpunkt ist sein Vater längst tot.

Antun Andrić wurde 1863 in Sarajevo geboren, als achtens
von elf Kindern einer Familie, die aus der Umgebung von Sarajevo

stammte. Erst um die Zeit der Französischen Revolution ließen sich die Andrićs in der Stadt selbst nieder. So wird es zumindest in der Familie erzählt. Laut einer Version der Familiengeschichte waren die Andrićs auf die Herstellung von Kaffeemühlen spezialisiert, bis ein Stadtbrand in Sarajevo ihre Manufaktur und das Wohnhaus vernichtete. Laut einer anderen Version konnte die Familie mit ihren handgemachten Kaffeemühlen der Konkurrenz billiger österreichischer Industrieware nicht mehr standhalten, die nach 1878, als Bosnien in das Zollgebiet der Monarchie eingegliedert wurde, den bosnischen Markt überschwemmte. Vielleicht stimmt die erste Variante, vielleicht die zweite, vielleicht stimmen beide zum Teil, vielleicht sind beide falsch. Sicher ist: Der Mann, den das Taufregister als Andrićs Vater ausweist, wird nicht als Kaffeemühlenhersteller, sondern als Gerichtsdienstler geführt. So steht es auch unter dem Datum des 3. September 1888 im Kirchenbuch der römisch-katholischen Herz-Jesu-Kirche zu Sarajevo, in der Antun und Katarina Andrić geheiratet haben. Antun Andrić stirbt mit nur 33 Jahren an Tuberkulose. Weder das Sterbealter noch die Todesursache sind zu jener Zeit etwas Besonderes. Die Schwindsucht rafft in Europa Hunderttausende dahin, und in Andrićs väterlicher Linie ist sie besonders fleißig. Mit Ivo Andrićs Tod 1975 erlischt die Familie.

Andrićs Mutter Katarina, geborene Pejić, überlebt ihren Ehemann zwar um fast drei Jahrzehnte, doch auch über sie ist wenig bekannt. Geboren 1869 in Sarajevo, stammt sie wie ihr Mann aus einer katholischen Familie. Sie ist das einzige Überlebende von fünf Kindern eines Handwerkers, der sich erhängt, als sein Enkel Ivo zwei Jahre alt ist. Was aus Katarinas Mutter Marija wurde, Andrićs Großmutter mütterlicherseits, ist unbekannt. Andrić hat seine Mutter als stille, fleißige, furchtsame und bescheidene Frau beschrieben, die kaum lesen und schreiben konnte, aber sehr gläubig war. In das Portrait der namenlosen Mutter in Andrićs 1918 erschienenem Erstling *Ex Ponto* scheinen Züge von Katarina Andrić

eingeflossen zu sein: *Die Mutter hat wie jeden Sonnabend auf einem Blech Wacholderbeeren und Zucker angezündet und das ganze Haus eingeräuchert. Während ein Mädchen im Hof beim Waschen singt, taucht sie trockenes Basilikum in Weihwasser und besprengt die Ecken des Zimmers. Sie ist alt geworden. Jetzt bleibt sie stehen. Als niemand sie sieht, bekreuzigt sie sich vor einem Kreuzifix im Halbdunkel einer Ecke und nennt ihm alle Lasten, die sie schweigend durchs Leben trägt und die den ganzen Tag in den stolzen, ausweichenden Worten ruhen: „... gut, Gott sei Dank, und wie geht es Ihnen?“*

Ivo Andrić hat oft von seiner Mutter erzählt, seinen Vater aber höchstens beiläufig erwähnt. Persönliche Erinnerungen konnte er ohnehin nicht haben, aber offenbar hat auch die Mutter nichts über den Vater erzählt – oder aber der Sohn behielt es stets für sich. Von der Mutter habe er mit großer Achtung gesprochen, berichtet Andrićs langjährige Sekretärin und Vertraute Vera Stojić nach dessen Tod: „Ich erinnere mich aber nicht daran, dass er den Vater je erwähnt hätte.“ Womöglich gab es da auch nicht viel zu erwähnen. Gestorben ist Antun Andrić laut Eintrag im Totenbuch im August 1896 in Banja Luka, während die Mutter weiterhin in Sarajevo ansässig war. Der Gedanke liegt nahe, Antun Andrić habe in Banja Luka eine besser bezahlte Arbeit angenommen, um die Familie zu unterstützen. Doch so scheint es nicht gewesen zu sein, wie sich noch zeigen wird. Vielleicht sprach Andrić auch deshalb nicht über den Vater, weil er die Gerüchte kannte, die spätestens nach dem Zweiten Weltkrieg, vermutlich aber schon früher, in Belgrad kursierten. Ivo Andrić, so erzählte man sich nämlich, sei in Wirklichkeit Sohn eines katholischen Priesters, dem seine Mutter nicht nur im Haushalt zur Hand gegangen sei.

Dass solche Geschichten spätestens in den vierziger Jahren in Belgrad die Runde machen, ist unter anderem aus dem postum veröffentlichten „Tagebuch eines Niemand“ des serbischen Literaturkritikers Branko Lazarević ersichtlich. Lazarević, ein kluger, verbitterter, alter, einsamer, gesellschaftlich ausgegrenzter Mann,

der im Krieg Frau und beide Söhne verloren hat, schreibt zwischen 1944 und 1947 wie besessen an diesem beeindruckenden Tagebuch. Da er ohnehin keine Chance sieht, es zu veröffentlichen, tut er sich keinen Zwang an und schreibt ganz offen. In vielen Einträgen befasst er sich mit Andrić und lässt in seine seitenlangen psychologischen Portraits einfließen, was in Belgrad über den Schriftsteller getratscht wird. Am 20. November 1946 hält er fest: „Seine Mutter war eine große Katholikin. Ich habe von jemandem gehört, dass Ivo das Kind eines Ordensbruders in einem Kloster bei Travnik sein soll.“ Andrić trage an einer schweren Last, notiert Lazarević und fragt sich, ob das an seiner Herkunft liege: „Ein Bastard ist in unserer Umgebung schweren Bedingungen und Beleidigungen ausgesetzt.“ An anderer Stelle heißt es: „Er ist ein außereheliches Kind. Er trägt den Nachnamen seiner Mutter. Sie ‚war‘ später ständig mit einem pensionierten Gendarmeriewachtmeister ‚zusammen‘, später Unternehmer in Višegrad, aber sie heiratete ihn nicht. Wessen Kind Ivo väterlicherseits ist, weiß ich nicht; ob von diesem Wachtmeister oder von irgendjemand anderem noch in Travnik, wo er auch geboren wurde?“ Ganz in diesem Sinne hatte der 1943 gestorbene Jovan Dučić, der bekannteste serbische Dichter der Generation vor Andrić, über solche Gerüchte notiert: „(Er ist) Sohn einer Bosnierin, die bis zu ihrem Tod bei irgendeinem Frater gedient hat. Es ist unbekannt, woher der Name Andrić kommt. Seine Freunde kennen nur seine Mutter.“

Noch ein halbes Jahrhundert später, auf einer Tagung in Zagreb 1994, befassen sich mehrere Wissenschaftler mit den Gerüchten über Andrićs Vater, der inzwischen sogar Vor- und Nachnamen hat. Es ist nun nicht mehr allgemein von einem „Ordensbruder aus einem Kloster bei Travnik“ die Rede, sondern von einem gewissen Alojzije Perčinlić, Franziskanermönch und Priester aus einem Dorf bei Travnik. Ein Konferenzteilnehmer zitiert Berichte, laut denen Andrićs Mutter vor ihrer Heirat bei Bruder Alojzije Hausmädchen gewesen und von ihm geschwängert worden

sei. Dass es im Hause von Bruder Alojzije zu einer Liebschaft oder Vergewaltigung gekommen sei, aus der ein Kind hervorging, für das Antun Andrić die Vaterschaft übernahm, ist jedoch unwahrscheinlich. Denn Alojzije Perčinlić war kaum sechzehn, als Andrić geboren wurde. Er war gerade als Novize in den Franziskanerorden aufgenommen worden. Zur Vaterschaft könnte er zwar physisch fähig gewesen sein, aber Novizen haben keine Hausmädchen, und in der Regel auch keine um Jahre älteren Freundinnen. Zwar diente Katarina Andrić zeitweilig tatsächlich in Klöstern oder Pfarrhäusern als Haushälterin, und Andrić selbst schreibt einem Freund knapp ein Jahr vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs, seine Mutter sei *gezwungen, Wirtschafterin in einem Franziskanerkloster zu sein*. Auch den Haushalt von Bruder Alojzije führt sie tatsächlich eine Zeitlang – aber da ist ihr Sohn schon ein junger Mann.

Es gibt aber eine weitere Auffälligkeit, die zu den Gerüchten um Andrićs Herkunft beigetragen haben könnte. Als er längst ein berühmter Schriftsteller ist, sagt Ivo Andrić über sich: „Ich bin eigentlich sowohl väterlicher- als auch mütterlicherseits aus Sarajevo.“ Entscheidend ist hier das Wort „eigentlich“ – denn geboren wurde Ivo Andrić nicht in Sarajevo, sondern genau dort, wo es die später aufkommenden Gerüchte wollten: in Travnik, einer katholisch geprägten Stadt in Mittelbosnien. Im Register der Kirche des heiligen Johannes des Täuflers zu Travnik ist seine Geburt für den 9. Oktober 1892 eingetragen. (Andrić hat später manchmal den 10. Oktober als Datum angegeben, weshalb es so in vielen Lexika steht.) Der Pfarrer von Travnik schrieb neben das Geburtsdatum, dass die Eltern, der Gerichtsdienstler Antun Andrić und dessen Frau Katarina, geborene Pejić, in Sarajevo ansässig seien. Doch warum kam Andrić dann in Travnik zur Welt? Er selbst hat später gesagt, er sei „zufällig“ dort geboren worden, da seine Mutter für einige Tage in diese Stadt gefahren sei. Über die Gründe für diese zufällige Reise zu einer Zeit, da einfache Menschen schon deshalb nicht ohne Not verreisten, weil sie sich das nicht leisten konnten,

schwieg Andrić. Und je länger er schwieg, desto mehr zerrissen sich andere die Mäuler.

Hat Katarina Andrić Verwandte besucht? Oder den Kollegen und Trauzeugen ihres Mannes, der in Travnik ein Haus besaß und auch Taufpate wird? Aber warum ist sie ohne ihren Ehemann gefahren, als Hochschwangere? Oder war das Kind eine Frühgeburt, wurde die Mutter in Travnik also von den Wehen überrascht? Dazu ein Detail: 1923, als Andrić in Jugoslawien bereits zu einiger Bekanntheit gelangt ist, erscheint in Jugoslawien ein Schulbuch, das neben einem seiner Texte auch die falsche Angabe enthält, der Autor sei 1891 „als kroatischer Dichter“ in Sarajevo geboren worden. Andrić schreibt dem Verleger einen Brief: „Erlauben Sie mir bei dieser Gelegenheit, einige biographische Daten auszubessern: 1. Es gibt keinen Zweifel, dass ich ein geborener Kroat bin. Inwiefern ich dann als Autor ‚kroatisch‘ bin, das ist eine andere Frage, über die ich nicht sprechen werde, noch bin ich dazu berufen, dies zu lösen.“ Er weist auch darauf hin, dass er nicht 1891, sondern 1892 geboren wurde – doch den falschen Geburtsort korrigiert er nicht. War es ihm womöglich recht, als gebürtiger Sarajevoer zu gelten, um die Episode seiner „zufälligen“ Geburt in Travnik vergessen zu machen? Die Frage, ob ein Kind ehelich oder unehelich zur Welt kam, ist damals schließlich nicht nebensächlich, schon gar nicht im erzkonservativen Bosnien. Eine uneheliche Herkunft ist ein Stigma. Schon der Verdacht, das Getuschel, die böse Nachrede können Betroffenen schaden. Andrićs lebenslange Verschlossenheit in privaten Dingen könnte hier ihren Ursprung haben. Es gibt aber eine Stelle in seinem Werk, die womöglich mit Anspielungen auf die Vaterschaftsfrage gespickt ist. Zumindest enthält sie auffällige biographische Parallelen. In der 1951 veröffentlichten Kurzgeschichte *Buffet Titanic*, die in Sarajevo zur Zeit des Zweiten Weltkriegs spielt, steht Stjepan Ković im Mittelpunkt, ein bekannter *Nichtstuer aus Banja Luka*, über den es heißt: *Seine Vorfahren waren einst gute Handwerker gewesen, und das Handwerk hatte sich vom Va-*

ter auf den Sohn vererbt. Nach der Österreichischen Okkupation, 1878, ging ihr Handwerk zugrunde, und die Ković zerstreuten sich über ganz Bosnien als Tagelöhner oder bestenfalls als kleine Subalternbeamte von Staat oder Gemeinde ... Das ist, wenn die Überlieferungen zutreffen, ziemlich genau die Geschichte des Antun Andrić. Und die Parallelität geht noch weiter, denn sogar Gerüchte über eine uneheliche Herkunft finden sich in der Geschichte, wenn auch um eine Generation verlagert auf den Gerichtsdienner Augustin Ković, den (vermeintlichen) Vater von Stjepan. Der habe seine Frau plötzlich und überraschend geheiratet, heißt es in der Geschichte. *Sie gebar ihm nur ein Kind, und das schon sieben Monate nach der Hochzeit. Die Nachbarinnen, die fremde Monate und fremde Schritte zählten, flüsternten, der Vater dieses Kindes sei ein Offizier.* Natürlich ist das Literatur, also Fiktion. Auffällig sind die Parallelen zu den Gerüchten um Andrićs Herkunft aber durchaus. Deutet er hier versteckt seine Familiengeschichte an?

Doch selbst wenn Antun Andrić tatsächlich der leibliche Vater war, scheint er sich mit seiner Rolle im Zeugungsakt begnügt zu haben. Aus Banja Luka schickt er der Familie offenbar kein Geld, denn noch zu Lebzeiten ihres Mannes entschließt sich Katarina Andrić zu einem Schritt, den wohl kaum eine Mutter ohne Not unternimmt: Sie gibt ihren Sohn weg. Im Jahr 1894, als er zwei oder höchstens drei Jahre alt ist, noch zu Lebzeiten seines abwesenden Vaters, kommt Ivo Andrić in die Obhut von Ana und Jan Matkovczik. Ana ist eine Schwester von Andrićs Vater und hat recht gut geheiratet: Ihr Mann ist Wachtmeister und Vorsteher der Grenzgendarmarie in der bosnischen Kleinstadt Višegrad an der Drina. (Daher wohl das spätere Gerücht, Andrićs Mutter habe sich von einem Wachtmeister aushalten lassen.) Während Andrićs Mutter in großer Armut lebt, genießen die kinderlosen Matkovcziks einen bescheidenen Wohlstand. Sie haben eine Kuh und ein kleines Haus mit Garten an der Drina. Sie können sich sogar eine Küchenhilfe leisten.